Als Krankenschwester in Gaza: „In den schlimmsten Zeiten hatten wir auch Kinder mit Kopfschüssen“

Annekathrin Müller leitete für das Internationale Rote Kreuz ein Krankenhaus in Rafah. Zu ihr kamen Menschen mit schwersten Verletzungen. Was sie sah, lässt sie nicht los.

Von Tanja Kunesch, Der Tagesspiegel, 25.05.2026

Der Tagesspiegel: Frau Müller, Sie waren zweimal im Gazastreifen, zuletzt von Oktober 2025 bis Mitte März 2026, und haben in Rafah das Feldkrankenhaus des Internationalen Roten Kreuzes (IKRK) geleitet, das auch vom Deutschen Roten Kreuz mitbetrieben wird. Nun haben Sie ein paar Monate frei. Kann man sich von dem Erlebten überhaupt freimachen?

Annekathrin Müller: Ich bin seit 2011 in humanitären Einsätzen und war unter anderem schon im Südsudan, der Demokratischen Republik Kongo und der Zentralafrikanischen Republik. Bereits ein Jahr vor dem aktuellen Einsatz war ich in Gaza und Jerusalem.

Aber auch für mich ist das, was ich gesehen habe, schwer zu ertragen. Es gibt niemanden, der nicht mit einem kleinen, gebrochenen Herzen rausgeht. Man kann nicht vergessen, welches entsetzliche Leid Menschen erfahren haben. Obwohl jetzt Waffenruhe ist, ist die Lage im Gazastreifen immer noch katastrophal und für viele der Menschen vor Ort hoffnungslos.

Tagesspiegel: Was genau haben Sie dort gemacht?

Müller: Ich habe das Feldkrankenhaus geleitet und war für die Patientenversorgung sowie das Personal zuständig. Zum Beispiel war ich dafür

verantwortlich, dass ausreichend Medikamente und Materialien sowie genug Benzin für die Generatoren vorhanden sind. Ich habe mich mit Behörden und anderen internationalen Organisationen ausgetauscht und musste dafür sorgen, dass genug Nahrung für die Patienten da war. Und, ganz wichtig: Ich musste mich um die Sicherheit der Patienten und des Personals kümmern.

Tagesspiegel: Wie haben Sie das gemacht?

Müller: Trotz Waffenruhe wurde noch geschossen, und es gab Luftangriffe. Wir hatten erfahrenes Wachpersonal und einen Sicherheitsberater, welche die Lage sehr gut einschätzen konnten. An deren Ansagen sowie an die Richtlinien des IKRK haben wir uns streng gehalten.

Tagesspiegel: War Ihr Sicherheitspersonal Teil der Hamas?

Müller: Nein, junge Männer von vor Ort, die ihre Arbeit verloren hatten. Einer war vorher Fotograf, ein anderer hat in einem Restaurant gearbeitet. Ich habe ihnen zu 100 Prozent vertraut. Sie haben immer gesagt: Wenn uns etwas passiert, ist das nicht schlimm, wir rechnen damit, dass unser Leben jeden Tag zu Ende sein kann. Aber ihr kommt hierher, um uns zu helfen. Wir müssen dafür sorgen, dass ihr gesund zurück zu eurer Familie kommt, sonst können wir damit nicht leben.

Ich weiß nicht, ob jemand von unseren Patienten Teil der Hamas war. Es ist auch nicht unsere Aufgabe, das herauszufinden. Das Rote Kreuz und der Rote Halbmond helfen allen Menschen nach dem Maß der Not, ohne zu fragen, wem.

Tagesspiegel: Weil die Hamas viele Krankenhäuser als Zentrale verwendet haben soll, hat Israel sie gezielt beschossen. Wie war das für Sie, als Leiterin eines Krankenhauses?

Müller: Es ist richtig, dass Krankenhäuser gezielt angegriffen wurden, eigentlich fast alle Einrichtungen des Gesundheitssystems. Inwiefern die Vorwürfe Israels zutreffend waren, kann ich nicht beurteilen. Feststeht: Die meisten Gesundheitseinrichtungen des Gazastreifens sind zerstört und arbeiten gar nicht mehr oder nur teilweise.

Unser Feldkrankenhaus wurde nicht angegriffen. Wir haben mit Israel kommuniziert, wo wir sind, was unsere Arbeit ist, wer reinkommt von den internationalen Mitarbeitern. Und wir hatten das große Rote Kreuz überall. Trotzdem haben wir oft Explosionen gehört und gespürt. Querschläger sind im Krankenhaus eingeschlagen. Es war nur 500 Meter von der gelben Linie entfernt, also der von der israelischen Armee festgelegten Grenze zwischen militärischem Sperrgebiet und bewohnbaren Zonen. Für solche Fälle hatten wir einfache Schutzräume.

Tagesspiegel: Wer kam zu Ihnen ins Krankenhaus?

Müller: Während meines ersten Einsatzes vor allem Menschen mit Schuss- und Explosionsverletzungen. Als die Gaza Humanitarian Foundation noch Essen ausgegeben hat, hatten wir oft über 200 Opfer mit Schusswunden am Tag. Nur, weil Menschen an Nahrung kommen wollten.

Mit Beginn der Waffenruhe kamen dann mehr Menschen mit chronischen Erkrankungen, also alles, was seit zweieinhalb Jahren nicht behandelt wurde: Diabetes, Herz-Kreislauf-Erkrankungen, Leistenbrüche, Krebs und vieles mehr.

Es gibt viele junge Frauen, die 2023 mit Brustkrebs ersten Grades diagnostiziert wurden. Im ersten Stadium hätte man das gut operieren können. Aber es gab keine Kapazitäten dafür. Jetzt sind sie bei Grad vier. Unter den jetzigen Bedingungen werden sie schwer behandelt werden können und sterben.

Im Winter kamen viele Kinder mit oberen Atemwegserkrankungen, Erkältungen, Durchfall und Hauterkrankungen. Sie wohnen oft ja nicht einmal in Zelten, eher unter Plastikplanen mit Löchern. Dann ist es sehr nah am Wasser, ständig windig. Es kommt Sand rein. Es regnet. Es ist schlammig und kalt. Die hygienischen Bedingungen sind furchtbar.

Tagesspiegel: Konnten Sie den Kindern helfen?

Müller: Bei ganz normalen Atemwegserkrankungen ja, aber wenn es komplizierter wurde, nicht. Wir haben sie dann in ein größeres Krankenhaus geschickt.

In den schlimmsten Zeiten hatten wir auch Kinder mit Kopfschüssen. Wenn die Menschen reinkommen, mit ihren leblosen Kindern im Arm: Das vergisst man nicht. Was haben die mit dem bewaffneten Konflikt zu tun?

Tagesspiegel: Verstehen die überlebenden Kinder, was um sie herum los ist?

Müller: Sie verstehen das. Sie haben seit drei Jahren keine Schule mehr, keinen geregelten Tagesablauf. Jetzt werfen die Jungs auf der Straße Steine und spielen das Erlebte nach. Einige transportieren ihre Freunde auf Tragen, als ob sie tot wären.

Tagesspiegel: Bekommen die Menschen dort irgendeine psychologische Unterstützung?

Müller: Wir hatten dafür Psychologen und Freiwillige vom Roten Kreuz im Krankenhaus. Erst haben die Männer gar nicht geredet. Vor der Waffenruhe ging es ohnehin nur ums Überleben. Jetzt realisieren sie, was passiert ist. Sie haben ja nichts mehr, kein Haus, keinen Beruf, keine Perspektive. Alle haben jemanden verloren.

Und am meisten Angst haben sie um ihre Kinder. Die Kinder wachsen mit alltäglicher Gewalt auf. Und was soll aus ihnen werden, ohne Schule? Werden sie mal studieren können? Der Wiederaufbau in Gaza, sollte er passieren, ist ja nicht in einem Jahr getan. Generationen sind dort traumatisiert. Und trotzdem waren es genau die Leute, die mich immer getröstet haben, wenn ich mal weinen musste.

Tagesspiegel: Was war so schlimm, dass Sie weinen mussten?

Müller: Es war schlimm, wenn sehr viele Verletzte gleichzeitig ins Krankenhaus kamen und man nur die behandeln konnte, die Überlebenschancen hatten. Wir mussten Menschen in dem Wissen sterben lassen, dass sie in einem Krankenhaus in Europa überleben würden.

Ich kann mich noch an einen jungen Mann erinnern. Als ich die Decke anhob, um zu schauen, was los ist, sah ich, dass der ganze Unterleib durch eine Explosion verstümmelt war. Es war alles schwarz. Aber er schaute mich trotzdem an und sagte: „Helft mir.“ Und du weißt genau, du kannst nichts mehr machen, außer ihm etwas gegen die Schmerzen zu geben, ihn in eine ruhige Ecke zu legen und jemanden daneben zu setzen, der mit ihm in den letzten Minuten redet.

Einmal kam eine junge Frau in das Krankenhaus, die von einem Querschläger in den Bauch getroffen wurde – im Schlaf. Sie hat leider nicht überlebt. In einem normalen Krankenhaus mit Intensivstation hätte sie das. Da fühlt man sich so schuldig, dass man sie nicht retten konnte. Trotzdem kam ihre Familie vorbei, brachte Tee und einen Keks und bedankte sich.

Tagesspiegel: Wie konnten Sie einen normalen Krankenhausbetrieb gewährleisten?

Müller: Wir hatten einen Generator und haben jeden Tag die Finger gekreuzt, dass der nicht kaputtgeht. Wir haben damals keinen neuen in den Gazastreifen bekommen, auch nur wenige Ersatzteile. Bestimmte Materialien, darunter auch Zeltstangen und Generatoren, sind extrem schwer zu importieren. Sie fallen unter die Kategorie der sogenannten „Dual-Use-Items“, sprich, sie könnten theoretisch zu Waffen umfunktioniert werden.

Tagesspiegel: Haben Sie mitbekommen, dass die Hamas die eingeführten Güter abgreift?

Müller: Zu uns ist niemand ins Krankenhaus gekommen.

Tagesspiegel: Was fehlt am dringendsten?

Müller: Teils sogar einfache Schmerzmittel wie Paracetamol, Ibuprofen, Verbandsmaterialien, Antibiotika. Auch bei Operationen und Rehabilitierungsmaßnahmen müssen wir immer sehr kreativ sein und mit dem arbeiten, was wir haben.

Tagesspiegel: Die Organisation Ärzte ohne Grenzen berichtete Ende April, dass fast 90 Prozent der Wasserversorgung in Gaza zerstört sein sollen. Es gibt weder genug Wasser, um sich zu waschen, noch um zu trinken oder Wunden zu reinigen. Welche Auswirkungen hat das?

Müller: Es herrschen schlimme Bedingungen, die häufig auch Durchfall, Infektionskrankheiten, Läuse und Flöhe zur Folge haben. Ich bin immer noch überrascht, dass es zu keinem Cholera-Ausbruch gekommen ist. Vor allem im Norden ist die Wasserversorgung katastrophal, nur wenige Organisationen haben Zugang. Da

sieht man dann vier Jahre alte Kinder, wie sie 20-Liter-Container heimschleppen müssen.

Tagesspiegel: Bei Ihrem ersten Einsatz in Gaza waren Sie bis Mai 2025 dort. Im August erklärten UN-Organisationen, in einem Teil von Gaza herrsche eine Hungersnot. Israel hat das dementiert und behauptet, die Bilder dazu seien gestellt und die Kriterien gelockert worden. Das haben die UN wiederum dementiert. Wie geht es Ihnen dabei, wenn die Welt um ein Narrativ streitet, während Sie mittendrin sind?

Müller: Schlecht. Selbst unsere lokalen Mitarbeiter wurden von Tag zu Tag dünner. Das hat man richtig gesehen. Sie haben trotzdem jeden Tag geackert wie verrückt. Es war auch die Zeit mit den vielen Verletzten. Wir haben ihnen immer einen Löffel Zucker gegeben, damit der Blutzucker ein bisschen hochgeht. Uns Helfern ging es besser, wir konnten uns immerhin etwas Essen leisten. Ein Kilo Reis hat 50 Euro gekostet, ein Kilo Tomaten 25, Zucker über 100.

Am Krankenhaus sind oft Lkw mit Nahrungsmitteln vorbeigefahren. Sie wurden angegriffen. Wenn ich vier hungernde Kinder daheim hätte, würde ich wahrscheinlich auch auf einen Lkw klettern und versuchen, an Nahrung zu kommen. Es war morgens immer schlimm, wenn man Kinder sah, wie sie im Sand übriggebliebene Reiskörner oder Linsen suchten.

Tagesspiegel: Haben Sie vor Ort den Diskurs über Gaza in deutschen und anderen Medien wahrgenommen?

Müller: Ich habe verschiedene Medien gelesen, Al-Jazeera, „Times of Israel“, „Haaretz“, BBC, deutsche Medien, alles so ein bisschen, um verschiedene Blickwinkel zu haben. Aber manchmal konnte ich nicht glauben, was da stand. Aber das betrifft nicht nur Medien. Als ich heimgekommen bin und Freunden und Familie von Gaza erzählt habe, haben mir nicht alle geglaubt. Und ich denke mir: Ich bin doch gerade erst von da zurückgekommen, wie kannst du das nicht glauben? Das ärgert einen, das macht einen wütend und traurig.

Tagesspiegel: Auch humanitäre Helfer wurden in dem Krieg angegriffen. Laut Angaben von Ärzte ohne Grenzen sind seit Oktober 2023 Hunderte von ihnen

sowie mehr als 1500 Helfer im Gesundheitsbereich getötet worden. Wie viel Angst hatten Sie jeden Tag?

Müller: Ich dachte vorher, dass ich mehr Angst haben würde. Die ersten Nächte waren besonders schlimm. Du hörst ein Flugzeug, dann, wie etwas in der Nähe explodiert. Aber man gewöhnt sich daran. Man lernt, das ist ein Helikopter oder eine Drohne, man weiß, wie nah etwas explodiert. Ein gesundes Maß an Angst hilft einem, Sachen einzuschätzen.

Tagesspiegel: Was haben Sie vor Ort getan, um mal abzuschalten?

Müller: Man setzt sich erst mal hin, trinkt einen Kaffee, redet mit Kollegen. Später vielleicht ein bisschen Yoga oder meditieren. Abends habe ich öfter etwas Sinnloses auf dem Laptop geschaut. Aber irgendwie bleibt man auf einem gewissen Adrenalinlevel und kann nicht ganz abschalten.

Tagesspiegel: Warum haben Sie sich ursprünglich dazu entschieden, nach Gaza zu gehen? Und dann sogar noch ein zweites Mal?

Müller: Ich habe einfach gesehen, dass dieser Einsatz wichtig ist. Dass man hier vielen Menschen helfen kann. Es gab allein mehr als 1200 Geburten in unserem Krankenhaus. Aber ganz ehrlich, um in solche Gebiete zu gehen, muss man schon eine gewisse Persönlichkeit mitbringen.

Tagesspiegel: Welche denn?

Müller: Ich glaube, man braucht Mut und emotionale Intelligenz, um nicht daran kaputtzugehen. Und man muss Menschen wirklich helfen wollen. Auch wenn wir wissen, dass wir angesichts der Dimension keinen Riesenunterschied machen.

Tagesspiegel: Haben Sie noch Kontakt nach Gaza?

Müller: Ja, aber nicht jeden Tag, ich versuche, eine gesunde Balance zu erreichen. Die Menschen klagen mir auch nicht ihr Leid, sondern schicken Videos von den Straßenhunden, die wir adoptiert haben und die jetzt das Krankenhaus bewachen, oder von ihren Kindern.

Aber man weiß, dass es ihnen nicht gut geht. Man weiß es. Sie wollen eigentlich nur, dass man sie und die weiterhin katastrophale Lage vor Ort nicht vergisst. Doch genau das droht derzeit.